

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 230.

Dienstag, 1. September.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banfrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Auch der zweite Verhandlungstag in der Mordaffäre Savary — wie sie jetzt allgemein schon hieß — brachte keine besonders greifbaren Erfolge. Das Riesenaufgebot an Zeugen, das die Staatsanwaltschaft zur Belastung des Angeklagten aufgeboten hatte, stellte Doktor Legebauer mit wachsendem Ingrimm fest. Tatsache war, daß Savarys Aussagen bis zur Mordnacht auf Wahrheit beruhten, — über das Zusammentreffen mit Umberto Chiari gaben die belgischen Akten Aufschluß und die Aussage Frau Mariannes, die allerdings auf Antrag des Staatsanwaltes unvereidigt blieb. Trotzdem sie sich am Vormittag noch gesprochen hatten, blieb es für René wie für Marianne ein Augenblick des Schmerzes, sich hier in diesem Milieu zu treffen. Und René hallte erbittert die Fäuste, als er die taktlosen Fragen des Staatsanwaltes hörte, der nicht glauben wollte, daß Frau Marianne zu René nicht in intimem Verhältnis stehe, nachdem sie zugestanden hatte, daß sie den Angeklagten liebe.

„Es wäre nicht ausgeschlossen, daß ihre Aussagen etwas anders ausgefallen wären, wenn wir sie doch vereidigt hätten“, meinte er in der Mittagspause beim Weggehen zu Oberlandesgerichtsrat Doktor Fried. „Lächerlich, uns zu erzählen, daß dieses Verhältnis so harmlos geblieben ist, wenn die beiden tagelang zusammen reisten und sogar in einem und demselben Hotel übernachteten.“

„Bei Ihnen wäre das Verhältnis unter solch günstigen Umständen gewiß nicht harmlos geblieben“, konnte sich Doktor Fried nicht verkneifen. Doktor Legebauer wußte nicht, ob er geschmeichelt sein sollte oder ärgerlich. —

„Die Stimmung ist denkbar schlecht“, meinte Doktor Kern zu René, als sie das Gerichtsgebäude verließen.

„Es soll mich gar nicht wundern, wenn der gute Fried nicht heute mittag auf raschen Abschluß drängt und die Indizien für die Anklage für ausreichend erklärt. Tatsächlich ist ja auch der Schein gegen Sie: Sie geben zu, in der Mordnacht im Bankgebäude gewesen zu sein, um diese amerikanischen Obligationen zu holen. Sie behaupten, daß Umberto Chiari ebenfalls in der Bank war, — das können Sie nicht beweisen. Der Portier ist tot, — er kann nichts mehr sagen. Chiari ist tot — man kann ihn nicht vernehmen. Das Geständnis, das er Ihnen unterschrieben hat, ist nicht beizubringen. Die belgischen Gerichte behaupten, nichts davon zu wissen. Man hält es für eine Mystifikation von Ihnen, eine Tatsache, die bei Gericht gegen Sie spricht. Haben Sie die Geschworenen beobachtet?“

„Nein.“

„Nun, die braven Bürger fühlen sich allmählich gelangweilt. Sie werden, wenn der Hohe Herr Oberamtsgerichtsrat kraft der Autorität seines Titels ihnen vorschlägt, die Voruntersuchung zu schließen, um in die Anklage auf Grund der ausreichenden Indizien einzutreten, nicht nein sagen. Alle diese Leute haben einen Beruf und sind nicht begeistert, solange ihrem Geschäft fernbleiben zu müssen.“

„Aber, was bedeuten diese Indizien? Ist nicht festgestellt, daß der Portier mit Charis' Pistole erschossen wurde?“

„Das macht nichts, da man beharrlich an der schönen Kombination festhält, daß Sie den Coup gemeinsam mit dem jüngeren Chiari gelandet haben. Wie wollen Sie sich davon entlasten?“

„Man hat doch festgestellt, daß ich keinerlei Verbindungen mit dem jungen Chiari pflegte.“

„Das ist kein Hindernis, denn man hält das für eine kluge Vorsicht von Ihnen. Ihre Zimmervermieterin hat bestätigt, daß Sie in der Cronberger Straße sehr oft Besuche empfangen. Und sie verteidigt ihre Ansicht, daß es nicht nur der alte Diener gewesen sei.“

„Die Alte ist verrückt. Sie war immer mißtrauisch.“

„Das gehört zum Beruf des Zimmervermietens. Und wenn dann so eine alte Schrulle auch noch in der Öffentlichkeit hervortreten darf, tut sie es mit Begeisterung — und glaubt schließlich selbst den Quatsch, den sie erzählt. Haben Sie noch nie gemerkt, wie wundervoll es für diese Leute ist, ihren Namen in der Zeitung gedruckt zu sehen?“

„Ich selbst finde es gar nicht wundervoll“, lächelte René müde.

„Das kann ich mir denken“, lachte Doktor Kern.

Doktor Kerns Befürchtung trat ein. Der Vormittag des dritten Verhandlungstages machte eine geradezu peinliche Müdigkeit aller Beteiligten sichtbar. René saß stumpf, apathisch auf der Anklagebank und es bedurfte der Energie seines Verteidigers, ihn wach zu halten. Zwei der Geschworenen kamen sogar über eine halbe Stunde zu spät zur Verhandlung. Das Warten war unerträglich.

Gegen elf Uhr stand Doktor Fried zur zusammenfassenden Rede auf. Er sprach langsam und wortkarg. Er beschränkte sich auf das Notwendigste, denn er befürchtete nicht mit Unrecht eine lange und harte Auseinandersetzung zwischen Verteidigung und Staatsanwalt für den Nachmittag. Außerdem war Doktor Legebauer für einen reichen Wortschatz bekannt. Warum sollte er also die Zeit mit einer langen Rede vergeuden?

Über den Einspruch der Verteidigung, die die Untersuchung nicht für ausreichend bezeichnete, beriet das Gericht nur kurz. Der Beschluß lautete so, wie es Doktor Kern erwartet hatte.

Gleich zu Beginn der Nachmittagsitzung, gerade als Doktor Fried dem Staatsanwalt das Wort zum Plädoyer erteilt hatte, und Doktor Legebauer sich zu imposanter Höhe aufrichtete, wurde dem Vorsitzenden von einem Gerichtsdiener ein Zettel überreicht. Unwillig nahm er diesen in Empfang und schüttelte den Kopf.

„Verzeihung“, wandte er sich an Doktor Legebauer, „man meldet mir soeben einen neuen Zeugen, einen Mann, der soeben aus Brüssel angekommen ist, um entlastend für den Angeklagten auszusagen.“

Doktor Kern sprang auf.

„Ich beantrage, den Zeugen sofort zu hören“, sagte er erregt. Auch René hatte sich aufgerichtet und sah gespannt nach dem Zettel in der Hand Doktor Frieds.

Der Staatsanwalt widersprach, dennoch ging Doktor Kerns Antrag durch. Die Spannung im Saal wuchs, auch die Geschworenen spannten ihre schläfrigen Gesichter: man erwartete eine Sensation.

Mit kurzen, vorsichtigen Schritten betrat Spoeker den Saal. Als er René auf der Anklagebank bemerkte, nickte er ihm fast unmerklich, aufmunternd zu. Zunächst wußte René nicht, woher er Spoekers Gesicht kannte. Erst dann, als der Hausierer sprach, fiel ihm der Bettler ein, den er am Portal des „Pavillon de danse“ nach dem Weg gefragt hatte. Er war sichtlich erstaunt.

Mit leiser Stimme beantwortete Spoeker die üblichen Fragen. Er legte dem Gericht seinen Paß vor und seinen Ausweis, der ihn als Vermittler der Deutschen Gesandtschaft und der belgischen Polizei legitimierte.

Dann erzählte er. Während er sprach, rutschte ihm ein kleines, schwarzes Buch unter dem Arm vor und fiel zu Boden. Mühsam hob er es wieder auf. Er erzählte ausführlich, wie er die Papiersechszel zusammenraffte und sie zu Hause aufklebte, wie er dann das Papier verlor, als ihn das Auto überfuhr.

„Das ist sehr wenig“, meinte Doktor Frid, als Spoeker endlich geendet hatte. Er hatte mehr erwartet. „Deswegen brauchen Sie nicht von Brüssel hierher zu fahren. Wenn Sie das angebliche Geständnis verloren haben, dann ist es für uns sehr schwer, Ihren Angaben unbeschränkten Glauben zu schenken.“

Die Köpfe der Geschworenen nickten. Die Mienen entspannten sich wieder. Warum diese Unterbrechung? Bei Doktor Legebauers Rede hätte man so schön seinen Nachmittagschlaf nachholen können.

Spoeker lächelte.

„Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich das aufgeklebte Geständnis Chiaris — es war mit violetter, billiger Tinte geschrieben — um es zu pressen, in ein leeres, oder halbleeres Buch von mir legte. Ich mache manchmal Gedichte...“

„Das scheint mir auch so!“, warf der Staatsanwalt lachend ein.

... und schreibe sie in dieses Buch. Um mir die Zeit für die Reise zu vertreiben, nahm ich es mit. Als ich darin blätterte, — nun — das Geständnis Chiaris war noch vom Leim feucht, als ich es in das Buch preßte. So hat es sich hier abgezeichnet.“

Kein Laut im ganzen Saal, während Spoeker das Buch mit seinem Armstumpf festhielt und mit der gesunden Rechten darin blätterte. Nun hatte er die Seite gefunden und reichte das Buch dem Vorsitzenden.

Schweigend sah Doktor Frid auf die aufgeschlagene Seite.

„Hat einer der Herren einen Spiegel bei sich?“, fragte er dann, hastiger als zuvor.

Einer der Beisitzer holte einen kleinen Taschenspiegel aus seiner Weste. Doktor Frid las. Die Beisitzer beugten sich über seine Schulter, — Doktor Frid stand auf.

„Meine Herren“, sagte er ernst, zu den Geschworenen gewendet, „wenn es zutrifft, daß diese Schrift Umberto Chiaris Schrift ist, dann dürfte sich die ganze Sachlage mit einem Schlage klären. Ich beantrage die sofortige Untersuchung der Schrift und Vergleiche mit vorhandenen Schriftproben durch einen Sachverständigen. Das Geständnis lautet:“

„Ich gestehe hiermit, in der Nacht vom 3. zum 4. April mit der Absicht des Raubes in die Filiale der Banca Italia in Frankfurt am Main eingeschlichen und den Nachtportier erschossen zu haben, als er mich bemerkte und versuchte, die Polizei zu benachrichtigen. Ich schwöre, dieses Verbrechen allein und ohne jeden Mitwisser, unter dem Druck meiner eigenen, völlig zerrütteten Verhältnisse begangen zu haben. Brüssel, den 20. Mai 1930.“

Umberto Chiari.“

Ein ungeheurer Tumult brach auf den Zuschauerbänken aus. Vergebens setzte Doktor Frid die Glocke in Bewegung — es dauerte Minuten, bis sich die Er-

regung der Menschen gelegt hatte. Der Presstisch war leer. Alle Reporter standen draußen auf dem Gang und drängten sich vor den wenigen Telephonbörten. Eine neue Sensation. Wieder hatten die Zeitungen Anlaß zur Herausgabe eines Extrablattes.

Doktor Kern war zu Spoeker getreten und schüttelte ihm die Hand.

René hatte den Kopf auf die Hände sinken lassen und sah bewegungslos, starr. Frau Marianne auf der Zeugenbank weinte.

Nur Staatsanwalt Doktor Legebauer stocherte unmutig in seinen Akten herum. Er würde es dem Zeugen nie vergessen, daß er ihn um seine schöne Rede gebracht hatte.

*

Am vierten Verhandlungstag wurde René von der Anklage des Mordes freigesprochen. Wegen Annahme eines Beamtentitels, Betruges, Führung falscher Papiere zusammen erhielt er eine Strafe von sechs Wochen Gefängnis. Die Strafe wurde in eine Geldstrafe umgewandelt, die René zugunsten des Frankfurter Waisenhauses freiwillig auf den zehnfachen Betrag erhöhte.

Sein Anspruch auf das entwendete Geld wurde anerkannt, wenngleich Doktor Legebauer in seinem Plädoyer darauf hinwies, daß es nötig wäre, ein Exempel zu statuieren, wenn nicht allgemein solche Wild-West-Sitten in Frankfurt einreißen sollten. Er war sehr ärgerlich, daß er mit seinem Antrag auf zwei Jahre Gefängnis nicht durchdrang.

14.

Da es heutzutage ohne ein happy end nicht geht, so sei es zum Schluß noch rasch erzählt.

Weit und blau dehnten sich die Hügel der Viedenhills. Strahlend leuchtete die warme Julisonne über der Landschaft, das Gras duftete, die Blumen — es war ein wundervoller, friedlicher Tag.

Freundlich nickend schob der alte Jean den Teetisch neben seinen jungen Herrn, der im Liegestuhl auf der Terrasse des englischen Landhauses saß. Frau Marianne neben ihm. Zärtlich streichelte sie seine Hand.

„Ich bin sehr glücklich, René“, sagte sie leise.

Seit zwei Tagen war sie seine Frau. Doktor Kern hatte Wort gehalten. „Die schnellste Scheidung des Jahres“, hatte er mit Rotstift an den Rand des Urteils geschrieben, als er es Frau Marianne in ihre Londoner Wohnung sandte.

„Na, Jean?“, machte René.

Der Alte nickte zufrieden und streichelte verlegen über den Kopf des großen Schäferhundes, der ruhend neben dem Lager seines Herrn lag.

„Ich bin zufrieden, Herr René“, sagte er dann.

„Ist Post gekommen, alter Freund?“

„Gewiß. Fast hätte ich es vergessen.“ Eilig zog der alte Mann ein Päckchen Briefe und Zeitungen aus der Rodtasche. „Lauter Gratulationen.“

René lachte.

„Ich gratuliere mir selbst am meisten.“

Rasch durchflog er die Brieffschaften.

„Gestattest du, Lieb?“, fragte er, zu Marianne gewandt.

Sie lächelte und nickte.

„Man hat uns nicht vergessen!“, meinte René versonnen, während er in den Briefen und Karten blätterte. „Kommissar Weiß läßt dich schönsten grüßen. Er war doch ein netter Kerl.“

Marianne lächelte ein wenig.

„Ach“, sagte René, „mein Retter in der Not. Der liebe Spoeker hat ein Anliegen. Hör zu.“ Er hielt einen dicken Brief hoch.

„Und so habe ich nur die einzige Bitte, sehr verehrter Herr Savary, daß Sie die kleinen Gedichte, die ich in diesem Brief beilege, durchlesen und mir schreiben, was Sie davon halten...“

Sie lachten beide fröhlich.

„Unbesehen, ich werde sie ihm drucken lassen.“